Sie konnten zusammen nicht kommen —!

Von M. von Lettkow.

Durch die lange Buchenallee im Klostergarten fuhr der Wind, trieb die rothgelb gefärbten Blätter in ganzen Schaaren vor sich her; er brauste über den uralten, wohl vielhundertjährigen Epheu, der den Westflügel ganz überdeckte, und schlug die fast entlaubten Zweige der großen Linden gegen die blinden Butzenscheiben.

Vom halbverfallenen Glockenthurme kreischte die Eule — auch der Falke ließ seinen kurzen Ruf hören.

Dazwischen leise melodische Klänge, wie verhallender Geisterhauch — eine Aeolsharfe, die der Bruder Gärtner in dem Wipfel eines Eichenbaumes angebracht hatte.

Es war nahe an Mitternacht.

Schwere Regentropfen schlugen auf das Dach des grauen Steinbaues, der einst einem heidnischen Fürstengeschlechte als Feste gedient hatte.

Darüber hin jagte der Herbststurm die geballten Wolken.

In schwarze, nächtliche Schatten gehüllt lag das Kloster, nur zwei helle Punkte gab es in der mächtigen Front des Gebäudes.

Ein rothglänzendes, flackerndes Licht in der Kapelle der „Heiligen Laurentia", das unheimlich über den Steinfließen tanzte und alle finsteren Winkel gespenstisch beleuchtete — und eine ruhige weiße Flamme: die Studierlampe eines jungen Klerikers.

Plötzlich überhallten den Sturm laute Schläge des Klopfers an der Pforte des Klostergartens.

Eine Weile verging.

Nichts rührte sich.

Aber der Einlaß Begehrende ließ nicht ab, und das Klopfen begann von Neuem.

Endlich schob sich ein Feld der kleinen Klosterpforte, die neben dem Gartenthore lag, empor, und das Licht einer Laterne huschte über die Steinplatten und Stufen.

„Wer klopft noch so spät?"

So fragte die Stimme des Bruders Pförtners.

„Um Gottes und aller Heiligen willen, öffnet!" kam es zurück. — „Der Wind reißt mich um! Ich will zum Pater Hilarius und muß ihn sogleich noch sprechen. Eine müde Seele verlangt nach ihm und der heiligen Wegzehrung."

Schon hatte der Bruder Pförtner das Thor geöffnet und trat, die Laterne hochhaltend, an die Gitterthür.

Ein junges Weib, halb durchnäßt, die Haare vom Sturme zerzaust, lehnte bleich und fast erschöpft an dem Pfosten.

„Warum just nach ihm? Den Pater Eusebius trifft heute die Reihe! — Und wer seid Ihr?"

Das bleiche Weib strich die nassen Haare aus der Stirn. Es zitterte vor Kälte. Fast wollte ihm vor Schwäche die Stimme versagen.

„Just ihn — sonst wäre der Liebe Mühe umsonst. Ich bin die Margaret, die Schwester der Hermsdorfer Försterin, die im Sterben liegt!"

In ausbrechendem Schmerze schlug sie beide Hände vor das Gesicht und schluchzte bitterlich.

In wenigen Sekunden war die Gitterthür geöffnet und der Pförtner geleitete die ganz Erschöpfte sorglich in einen noch warmen Raum.

Dann brachte er eine Flasche stärkenden Weines und hieß sie ein Glas voll leeren — und noch eins. — Während mit der Wärme neues Leben in ihre erstarrten Glieder zurückkehrte, nahm er ihr das nasse Tuch von den Schultern und hing es vorsichtig in die Nähe des Feuers.

„Nun erwärmt Euch, Margaret, und harret geduldig, bis ich den Pater Hilarius geweckt habe."

Das junge Mädchen streckte sich gegen den Kamin und sagte leise:

„Er wacht — und wartet —"

Der Bruder Pförtner hielt erstaunt im Kerzenanzünden inne; dann sah er zu dem jungen Weibe hinüber.

„Er wacht? Und wartet? Wer sagte Euch das?"

„Wer anders, als Magdalene, meine Schwester! Wißt Ihr nicht, daß Sterbende in ihren letzten Stunden geheimnißvoll klar sehen? Daß sie Dinge vernehmen, die unsere Ohren nicht hören?"

„Wie das — ? Eure Schwester hätte — ?"

„„Geh' ins Laurentius-Kloster, Margaret" — so sagte Magdalene — „bring mir den, nach dem meine scheidende Seele sich sehnt. Ich weiß es — auch er gedenkt meiner in dieser Stunde — er wacht — und wartet —""

Der Bruder Pförtner bekreuzigte sich und ergriff die Laterne.

„In Gottes Namen! Ich hole ihn! Indeß ruht aus. Ihr habt einen weiten Weg zurück, und das Unwetter will sich nicht legen."

Während Margarete, seinem Rathe folgend, ermüdet am Kamin in Halbschlummer versank, ging Bruder Michael, der Pförtner, über den langen Klostergang, um zur „Zelle 62" zu gelangen.

Der Bewohner saß, die Hände gefaltet, vor einem kleinen, elfenbeingeschmückten Gebetbuche und starrte, wie in wachem Traume, in die Flamme der Lampe.

Zu der hohen Gestalt stimmte das feingeschnittene blasse Antlitz; die breite, weiße Denkerstirn war von vollem schwarzem Haar umgeben. Der festgeschlossene Mund zeugte von Willenskraft, von jener Beherrschung des Geistes und Körpers, die, nur ein Ziel im Auge, sich und den Nebenmenschen den Weg der strengen Pflichten vorschreibt.

Das von Natur edle und schöne Antlitz zeigte einen herben Zug, aber ein paar große, glänzende Augen sprachen von Milde und Herzensgüte.

Und diese Milde und Herzensgüte war es auch, die sich im weichen Wohlklang der Stimme verrieth; sie gewann ihm die Herzen seiner Beichtkinder, sie fiel wie Balsam in die Herzen der Armen und Elenden, sie erhob den Sünder und tröstete den Sterbenden.

In der Klosterkirche zu Hainau, die wie ein Adlernest auf einem Felsplateau ruhte, wurde nur an hohen Feiertagen Gottesdienst gehalten.

Hielt aber Pater Hilarius die Predigt, dann war die Laurentia-Kapelle zu klein, um die zusammenströmenden Gebirgsbewohner zu fassen.

Dann kamen sie alle, jung und alt, und scheuten selbst im eisigen Winter, wo die Gefahr der Lawinen keine geringe ist, die verschneiten, fast ungangbaren Wege nicht.

Wie er aber auch zu sprechen verstand, wie er ihre Seelen zur Gottesfurcht, zur Begeisterung für alles Gute und Edle hinriß!

Und selbst wenn er tadelte — wie hingen sie an seinen Lippen und nahmen dankbaren Herzens seine Mahnworte entgegen.

Und dann — was am meisten sie zu ihm hinzog — er war einer der Ihren, eines armen Holzfällers Sohn aus Halmstetten, der sie, ihre Freuden, ihr Leid verstand. Blut von ihrem Blute und Fleisch von ihrem Fleische. —

Doch waren es nicht die Beichtkinder, nicht die Armen und Elenden, nicht die Sünder und Sterbenden, die ihn in dieser Stunde beschäftigten. —

Das kleine, zierliche Gebetbüchlein, das da vor ihm lag und eine vertrocknete gepreßte, ehemals weiße Rose zwischen den vergilbten Blättern aufwies, war kein Brevier, wie es die Priester haben.—

Die großen brennenden Augen des kaum fünfunddreißigjährigen Paters sahen über den hellen Schein der Lampe hinaus — weit hinweg in eine vergangene Zeit.

Jahre um Jahre zogen vorüber — Armuth, Entbehrungen, Demüthigungen aller Art, Entsagung in jeder Form, ein Leben der Kasteiungen — und endlich der Friede im Kloster — der so mühsam errungene Friede.

Und durch all die Bitternisse, durch alle die Kämpfe leuchtete wie ein hellblinkender Stern — ein Mädchenantlitz.

Es lächelte ihm zu über der Schlehdornhecke — und dort aus dem zerbröckelten Fensterrahmen — und dort am Altarpfeiler kniet sie, in tiefes Gebet versunken.

Und sich selbst sieht er: einen wilden, schwarzlockigen Knaben, mit dem Vater durch Busch und Wald, durch Gebirgsspalten und Klüfte kriechen, bei kargster Nahrung, aber ewigen Sonnenschein im Herzen.

Er sieht sich eines Abends mit Blut überströmt, vom Aste einer stürzenden Kiefer gestreift, am Fuße der Berghalde liegen. —

Das sonst so rosige, nun bleiche Antlitz beugt sich angstvoll über ihn — zwei blaue Augen schwimmen in Thränen, und eine süße Stimme fragt:

„Ach, Hansl — bist denn ganz todt? Geh', lieber Hansl — stirb mir net! Ich hab' Di' gern — so gern."

Er kam mit dem Schreck und mit ein paar Schrammen davon; aber den Vater, den nahm ein Jahr darauf die alte Föhre auf der Rauhalpe mit sich. Sie schleuderte ihn, der sie fällte, hinab in's Thal, wo er mit zerschmetterten Gliedern liegen blieb.

Die Mutter trieb's unter Arbeit und Thränen noch fast ein Jahr; dann ging sie ihrem Andreas nach.

Aber vorher — als sie das Ende herannahen fühlte — da hatte sie sich bis in's Laurentius-Kirchlein geschleppt und dem Prior von Hainau ihren Jungen auf die Seele gebunden, obwohl er kein Kind mehr, sondern schon ein fünfzehnjähriger, kräftiger Jüngling war.

Die guten Patres nahmen ihn ins Kloster; er durfte dem Bruder Gärtner, auch dem Küchen- und dem Kellermeister zur Hand gehen.

Und das war lustig — denn er konnte frei aus und ein gehen, wie die Spatzen auf dem Kirchboden, konnte pfeifen wie sie, und des Sonntags im Chor der Brüder mitsingen.

Und wenn er gar nach Halmstetten hinüberlief, dann traf er sicher irgendwo mit der blonden Leni, des Ortsschulzen Töchterlein, das drei Jahre jünger war als er, zusammen.

Es fiel ihm nicht im Traum ein, daß der Ortsrichter mit seiner Magdalene gar hochfliegende Pläne hatte, und daß er ein armseliger Klosterdiener sei.

Für ihn war das Leben die Liebe zur Leni — und die Liebe zu ihr das Leben, ohne daß er es wußte. Aber ein Jahr darauf, als die Leni von der reichen Brandmüllerin zur Firmung geführt wurde, und in ihrem weißen Gewand, Schleier und Kränzel just wie ein Engel ausschaute, da wußte er es, daß er dem Mädchen ganz schrecklich gut sei.

Tags darauf hatte der Prior ihn mit in sein Zimmer genommen. Der hübsche und geistig regsame Bursche gefiel ihm ungemein.

Er begann dem Unwissenden von seltsamen Dingen zu sprechen und weckte den Durst nach Wissen in ihm.

Seine Lehren fielen auf fruchtbaren Boden.

Von dem Tage an war der Hans wenig mehr in Garten und Küche, desto mehr in der Bibliothek des Klosters oder zu Füßen des gelehrten Priors sitzend, zu finden.

Lernen — lernen! Wie köstlich das war!

Er machte staunenswerthe Fortschritte; der Abt beschloß, ihn nach Italien, in einen Bruderorden zu senden.

Am Abende vor seinem Fortgehen trieb es ihn nach Halmstetten — die Magdalena zu sehen und zu sprechen.

Sie saß auf dem Friedhof, am Grabe ihrer Mutter, die im Winter heimgegangen war. Nun war es Juni und die Rosen prangten in üppiger Fülle; süßer Duft lag über allen Gräbern.

Dort nahm er von der Gespielin Abschied; zum ersten und einzigen Male küßten sie sich in unschuldiger, tiefer Liebe.

Dann nahm die Leni eine weiße Rose vom Strauche, unter dem die Mutter schlief, legte sie in das Gebetbüchel, in dem sie vordem andächtig gelesen, und reichte ihm beides.

„Nimm's mit auf die Reis'! I mein' — es müasset Dir Glück und Seg'n bring'n. Und denk a a bissel an mi; wann's heimkommst als a g'studirter Herr, wirst d' Leni so net mehr kenna woll'n —"

So war er gegangen. In seinem reich bewegten Leben hatte das Bild des goldlockigen Mädchens oft vor seiner Seele gestanden.

Die Jahre vergingen im Fluge.

Er war Priester geworden. Und bald erfuhr er, daß der despotische Ortsschulze sein Kind dem unbeliebten rohen Förster zum Weibe gegeben habe.

Es hatte dem „Pater Hilarius" harte Seelenkämpfe gekostet. Schäumende Jugendkraft, die Sehnsucht nach Glück, nach Liebe, nach Magdalenen — Heimweh nach seinen Bergen — alles that sich zusammen.

Der Schluß war eine schwere Krankheit.

Aber er genas körperlich wieder.

Nach und nach schwand das schwächliche Selbstbedauern. Wie die indischen Fakire durch asketische, selbstmörderische Kunst langsam alles Leben in sich ertödten und sich zu einem künstlichen Tode vorbereiten, so hatte auch Pater Hilarius das lebendige Leben in seinem Innern zu erzwungenem Stillstand verurtheilt.

Es war ihm gelungen.

Alles war still in ihm. Er hatte sein Haupt unter die Hand der Vorsehung gebeugt und lebte nur noch seinen Pflichten gegen die Menschheit.

Aber noch einmal sollte eine von außen eingreifende Hand die unter der scheinbar starren, regungslosen Hülle fast erstorbenen Lebensgeister wachrütteln.

Vor Jahresfrist war Hilarius in das Kloster zu Hainau zurückgekehrt, von den eisgrauen Brüdern und der Gemeinde auf's Wärmste willkommen geheißen.

Mit keinem Worte hatte er nach Magdalenen gefragt. Der böse Zufall ließ ihn ohnedies erfahren, daß ihr Mann sie mißhandle, und die junge Försterin geduldig ihre Leidenskreuz trage.

Auch gesehen hatte er Magdalenen nicht; sie betrat das Kloster nicht, wenn Hilarius den Gottesdienst hielt.

Seit Kurzem wußte er, daß ein schweres Leid sie an ihr Bett fessele, daß keine Hoffnung mehr auf Genesung sei, daß der brutale Förster wochenlang oft nicht heimkehre — Margarethe die Schwester betreue — daß der Tod die einzige Erlösung für Magdalenen bedeute.

Sollte er ungerufen zu ihr eilen? Vielleicht den errungenen Frieden in ihren letzten Stunden zerstören?

Nein! Er hatte kein Recht dazu.

Und heut' Abend, bei dem gräulichsten Unwetter, kam ein Hauch wie von Frühling in seine Seele.

Das winzige Gebetbuch kam ihm in die Hände — er wußte nicht, wie — die verblaßte und vergilbte Rose schien neuen Duft zu erhalten, und eine liebe Stimme sagte leise:

„Hansl — ich hab' Di so gern."

— — — — — — — — — — — —

Noch stand er unter dem Banne der Jugenderinnerungen — da klopfte der Bruder Michael und trug ihm das Ansuchen Margaretens vor.

Es hätte keines Namens bedurft — beim ersten Worte wußte Hilarius, wer nach ihm verlangte.

In wenigen Augenblicken war er zum Aufbruch bereit, geleitete die todtmüde Margarete durch den Sturm und das nächtliche Dunkel zu dem über eine Wegstunde entfernten Försterhause.

Matter Lichtschimmer drang durch den Fensterladen — fast stockte dem Priester der Athem.

Er sollte sie wiedersehen — sie — jetzt, nach einer Reihe von Jahren, die ihnen beiden ein Leben voll des Kampfes gebracht.

Würde er den Anblick ertragen? Würde er stark genug sein, sie leiden, sie sterben zu sehen?

Margarete zog ihn über die Schwelle und in das niedrige Zimmer.

Todtblassen Gesichtes blieb Hilarius an der Thür stehen.

Dort im Halblicht der verdeckten Lampe lag Magdalene. Leise schlich die Schwester zum Bett und winkte auch ihn heran.

Hatte der Tod seine Ernte schon gehalten?

Kam er zu spät?

Nein. Kurze, rasche Athemzüge hoben die Brust der abgemagerten, zarten Gestalt, die Hände waren fast erkaltet, aus der kranken Brust kam es hohl und schwer — das Leben war im Fliehen begriffen.

Und der Trost, der ihm seit Jahren versagt war, wurde ihm jetzt: Hilarius konnte endlich weinen. —

Da lag seine entschwundene Jugend — sein Sehnen — sein Hoffen— schwere Thränen fielen auf das geistliche Kleid.

Mit zitternden Händen erfüllte er die Pflichten des Priesters, der scheidenden Seele den Weg in den Himmel zu bahnen.

Kaum war's geschehen, so schlug die Sterbende nochmals die Augen auf.

Es waren die alten, lieben Augen. Aber nun ging ein Strahl von Himmelslust über Magdalenens Antlitz — sie hatte den Jugendgeliebten erkannt.

Zum Sprechen fehlte ihr schon die Kraft; aber ihre Blicke sagten, daß sie das Kreuz zu küssen begehre. Hilarius brachte es an ihre erbleichenden Lippen. Dankbar lächelte Magdalene.

Der heiße Thränen vergießenden Schwester, die an ihrem Bette kniete, legte sie die linke Hand auf den Scheitel. —

Ihn aber, den sie geliebt ihr ganzes Leben in reiner, schuldloser Liebe — ihn riefen ihre brechenden, blauen Augen zu sich herab — nahe — ganz nahe —

Er beugte sich über sie.

„Ich hab' Di alleweil so gern g'habt — so gern — nur sag'n hab' ich's net können —" flüstern ihre zuckenden Lippen.

Ein leiser, schwerer Seufzer — die Seele war der sterblichen Hülle entflohen.

Hilarius küßt der Todten Stirn und drückt die Lider über die blauen Augen.

Dann öffnet er einen der Fensterflügel — die Seele der Verstorbenen will in den Himmel schweben.

Wie, um ihr nachzusehen, richtet Hilarius den Blick hinauf zum sternenflimmernden Nachthimmel.

Englische Studien.

Eine Ballgeschichte von H. v. Kampf.

Bei Oberst v. Wiesenthal war zum Ball eingeladen, was in die Kreise der befohlenen Leutnants eine gewisse Aufregung brachte. Herr v. Wiesenthal war nicht nur ein beliebter Kommandeur, der sehr hübsche, elegante Gesellschaften gab, sondern auch der Vater einer munteren, hübschen Tochter, mit der man sich, ihres Witzes und ihrer Schelmerei wegen, auch gern unterhalten hätte, wenn sie nicht die Tochter des Obersten gewesen wäre. Alles eilte zum Ball.

In dem kleinen Städtchen rollten die Wagen hin und her. Man merkte, es war etwas Besonderes los.

Die jungen Leutnants hatten sich schon bei Zeiten auf den Weg gemacht.

Der Oberst war ein pünktlicher Mann, und einen Wagen konnte sich nicht Jeder leisten. So viel springt bei der Leutnantsgage nicht heraus.

Auch Leutnant v. Schacht ist zeitig fortgegangen. Für ihn hat dieser Ball noch ein ganz besonderes Interesse, denn er hofft, dort eine junge Dame zu treffen, deren bisher ziemlich flüchtige Bekanntschaft auf ihn sogleich den tiefsten Eindruck gemacht hat.

Miß Ellen Well ist bei Major v. Düren, dessen Frau eine geborene Engländerin ist, seit einiger Zeit zum Besuch.

Sie beherrscht die deutsche Sprache vorläufig noch in keiner Weise und ist daher auf den Umgang mit denjenigen Herren angewiesen, die einige nothdürftige Brocken Englisch verstehen.

Leider gehört Leutnant v. Schacht nicht zu diesen, und doch hat gerade auf ihn die junge Fremde mit ihren blauen Augen, ihrer zarten Gestalt und ihrem weichen Blondhaar einen unbeschreiblichen Zauber ausgeübt.

Im Ballsaale angelangt, gelten seine suchenden Blicke nur ihr, und bald hat er sie auch in einer Gruppe plaudernder und lachender jungen Mädchen entdeckt.

Gern würde er zu ihr eilen, um sich mit ihr zu unterhalten. Aber ach — er versteht ja leider keine Silbe Englisch!—

Hilfesuchend blickt er sich um. Sein bester Freund, Leutnant Merten, der den etwas älteren Kameraden gern neckt, bemerkt diese suchenden Blicke.

„Na, alter Freund, an welchem Ende fehlt's denn?" Mit diesen Worten tritt er an Leutnant v. Schacht heran.

„Am Allerbesten, an Weisheit und Verstand!" seufzt dieser mit traurigen Blicken auf die Auserwählte seines Herzens.

„Wenn's weiter nichts ist, lieber Alter, ich bin zwar auch kein Professor, aber so mit den nöthigsten Schulkenntnissen könnte ich Dir ja vielleicht aushelfen!"

„Na, schneide nur nicht auf, es handelt sich nicht gerade um das „Einmal Eins"! Kannst Du vielleicht Englisch?"

„Englisch nicht, auch nicht Chinesisch, auch nicht Tschechisch, aber weißt Du, Janke, der kann dies alles, der schüttelt's aus dem Aermel!"

„Das ist ein Gedanke! Janke kann helfen und wird helfen! Er wird mir eine Unterhaltung mit Miß Well ermöglichen. Falls er nämlich nicht auch Feuer gefangen hat!"

„Auch? — Meinst Du vielleicht, ich hätte Feuer gefangen?"

„Bitte, Merten, sei nicht abscheulich!"

„Bin ich nie!" — Mit diesen Worten dreht Leutnant Merten sich vergnügt um und nähert sich der Tochter des Hauses.

Seufzend blickt Schacht ihm nach.

Ach, wer doch auch mit seiner Angebeteten so losplaudern könnte wie dieser glückliche Merten!

Vergebens spähen seine Blicke nach Leutnant Janke umher.

„Wen suchen Sie, Herr v. Schacht?" hört er plötzlich die lachende Stimme des Fräuleins v. Wiesenfeld neben sich.

„Ich sah mich nach Leutnant Janke um; haben Sie, mein gnädiges Fräulein, ihn vielleicht schon gesehen?"

„Nein bis jetzt noch nicht!"

„Höchst fatal! —"

„Wieso, wollten Sie etwas von ihm?"

„Ach, eigentlich nichts von Bedeutung!" entgegnet Schacht verlegen.

Er verkehrte viel bei Oberst v. Wiesenfeld im Hause, seit die Tochter vor zwei Jahren aus der Pension in das Elternhaus zurückgekehrt war.

Eine Weile überlegte er, ob er der jungen Dame seine Noth anvertrauen sollte und sie bitten, ihm zu verdollmetschen; aber schnell verwirft er den Gedanken, denn Merten, der Spötter, ist in gar zu großer Nähe. —

Janke muß ja kommen!

So wartet er geduldig. Die Minuten werden ihm zur Ewigkeit.

Miß Well sieht ihn wiederholt fragend an. Warum er nur nicht mit ihr spricht? Ihr gefällt der schmucke Leutnant mit den schönen blauen Augen.

Die Musik setzt ein.

Die ersten Paare wirbeln bunt durch den Saal.

Schacht hat den ersten Walzer mit Fräulein v. Wiesenfeld getanzt. Ein sehnsüchtiger Blick trifft ihn aus den Augen der schönen Miß. Jetzt will er auch mit ihr tanzen.

Wo nur Janke bleibt?

Ganz verzweifelt läßt Schacht seine Blicke durch den Saal schweifen, ohne auf das Geplauder der Dame zu achten.

„Wen suchen Sie denn eigentlich, Herr v. Schacht?"

„Leutnant Janke!"

Sie lacht laut auf.

„Was wollen Sie denn von Janke, kann ich Ihnen nicht helfen?"

Zweifelnd sieht er sie an, dann fragt er kurz entschlossen: „Mein gnädigstes Fräulein, wie heißt: „Darf ich Sie um einen Tanz bitten?" auf Englisch?"

„Ach, wollen Sie mit Ellen Well tanzen?"

„Ja, aber ich kann es ihr nicht sagen!"

„O, sagen Sie nur immer: „Please little bird."

„Also, Please little bird?"

„Ja, Please little bird."

„Danke verbindlichst!"

Nun eilt Schacht auf seine Angebetete zu, während er unterwegs noch immer das „Please little bird" wiederholt, um es ja nicht zu vergessen.

Mit einer Verbeugung vor Miß Well stammelt er dann verlegen diese Worte.

Sie aber macht ein ganz merkwürdiges Gesicht und schüttelt nur mit dem Kopfe.

Warum will sie nicht mit ihm tanzen? Tanzt sie vielleicht Galopp nicht gern, ist ihr dieser Tanz zu wild?

Er stellt sich in eine Ecke und beobachtet die Tanzenden und auch sie.

Wird sie mit Anderen tanzen?

Soll es für ihn ein Resüs sein?

Fast scheint es so, denn gleich darauf schwebt sie mit Leutnant v. Voß durch den Saal.

Wie ihre Wangen glühen, ihre Augen leuchten! Er betrachtet sie mit Entzücken.

Ganz zerknirscht, so abgewiesen zu sein, lehnt er an dem Eckpfeiler des Saales. Er sieht und hört nichts. Wie die Flocken des fallenden Schnees wirbeln die Paare an ihm, dem beobachtenden, stillen Träumer, vorüber. Er sieht nur Eines — nur sie, wie sie ihn kopfschüttelnd abweist. Dieses süße Lächeln dabei!

Sieht sie ihn gern? — Warum tanzt sie da nicht mit ihm? Wie? Oder verlacht sie ihn am Ende gar? Er will Gewißheit haben.

„Gleich jetzt, zu dem nächsten Gehtanz, zur Quadrille werde ich zu ihr eilen. Es soll mir dieses Mal Keiner zuvorkommen!" beschließt er und stürzt, als die ersten Töne zum Tanze locken, zu ihr hin.

„Please little Bird!" stammelt er, während er, sie zärtlich anblickend, eine Verbeugung vor ihr macht.

Doch was ist das? Miß Well lächelt jetzt nicht. Ihr Gesicht nimmt sogar einen unfreundlichen Ausdruck an, während sie kopfschüttelnd sehr energisch: „O no, Mr. Schacht!" hervorstößt.

„Was mag sie nur gegen mich haben?" denkt Schacht außer sich; er überlegt hin und her.

„Daß ich ihr nicht ganz gleichgiltig bin, glaube ich doch behaupten zu können, denn wiederholt sind ihre Blicke sehnsüchtig zu mir herübergeschweift. Und jetzt dieses letzte energische Abweisen, dieses „O no, Mr. Schacht!" War es nicht, als zitterte ihre Stimme dabei von verhaltenem Weinen?"

Aber wie sollte er sich nur ihr Wesen erklären?

Seltsam, höchst seltsam!

Und sieh', da tanzt sie auch diese Tour mit einem Anderen!

Sie will augenscheinlich nur nicht mit ihm tanzen.

„O, wenn ich nur Englisch könnte, da würde sich das Räthsel gewiß bald lösen!" denkt Schacht, und wieder irren seine suchenden Blicke nach dem Vermißten umher.

Da endlich sieht er ihn durch eine entgegengesetzte Thür eintreten und sich vor der Dame des Hauses verbeugen. In höchster Erregung stürzt er ihm entgegen. „Mensch, wo bist Du denn nur so lange gewesen?"

Ganz erstaunt sieht Janke ihn an.

„Aber ich bitte Dich, was habe ich denn versäumt? Ich hatte Dienst!" —

„Nun, wenn Du Dir nichts aus diesem Feste machst, so komme mit mir nach Hause! Ich habe genug!'

„Ich begreife Dich nicht, Schacht! Man amüsirt sich doch sonst hier im Hause ganz gut! Warum willst Du denn fort?"

„Kannst Du Dich vielleicht amüsiren, wenn Du tanzen willst und bekommst bei jeder Anfrage einen Korb?"

„Ist mir noch nicht passirt, mein Verehrter!"

„Aber mir!"

„Und hier im Hause? Das mußt Du mir erklären! Erzähle 'mal!"

„Na, Du weißt doch, daß ich kein Englisch verstehe!"

„Weiß ich, aber Du verstehst doch zu tanzen!"

„Sonst wohl, aber ich wollte mit Miß Well tanzen, und das habe ich nicht erreicht!" —

„Wie hast Du es denn angefangen, um zu diesem Ziele zu gelangen?"

„Wohl drei oder vier Mal habe ich sie aufgefordert; aber jedes Mal lehnte sie es ab, mit mir zu tanzen!"

„Nun, so war sie wohl übermüdet, hatte vielleicht gerade vorher getanzt?"

„Nein, sie tanzte dagegen jedes Mal unmittelbar darauf mit anderen Herren. Zuerst begnügte sie sich mit lächelndem Kopfschütteln; als ich jedoch das letzte Mal kam, um sie zur Quadrille aufzufordern, winkte sie mir ziemlich energisch ab und war recht unfreundlich gegen mich!"

„Was sagte sie denn zu Dir, armer Kerl?"

„Sie sagte weiter nichts als: „O no, Mr. Schacht!" Aber die ganze Art, wie sie das sagte, hättest Du sehen sollen! Sie schien beleidigt, aber ich weiß wirklich nicht, womit ich sie gekränkt haben kann, denn gleich von Anfang an habe ich mich nur um sie bekümmert, immer wieder versucht, sie zum Tanzen zu bewegen!"

„Und hast Du sie vielleicht sonst irgend wie verletzt?"

„Ich wüßte wirklich nicht, womit, Janke!"

„Nun, mitunter kommt gesprächsweise so etwas, ohne daß man es will."

„Nein, ganz unmöglich, so weit reichen meine englischen Kenntnisse gar nicht, wie Du weißt! Auf Englisch könnte ich Niemand beleidigen! Ich habe immer nur zu ihr gesagt: Please little Bird!"

„Was hast Du gesagt, Kamerad?"

Janke brach in helles Gelächter aus. „Aber, lieber Schacht, was hast Du da angerichtet! Wer hat Dir denn diesen Unsinn einstudirt?"

Er konnte sich gar nicht beruhigen vor Lachen. „Weißt Du denn, was dies auf Deutsch heißt?"

„Ja gewiß, das heißt doch: „Darf ich Sie um einen Tanz bitten?" —

Ein erneutes Gelächter von Janke machte Schacht stumm. Alle blickten sich nach ihnen um, und ein Kreis von Neugierigen stand bald um die Beiden her.

„Aber liebster Schacht, was hast Du in Deinem kindlichen Unverstand gemacht! Please little bird!"

Mehrere von den zuhörenden Kameraden fangen an zu lachen. Janke wendet sich zu ihnen.

„Und da wundert sich der Mensch noch, wenn die nette, kleine Miß mit ihm nicht tanzen will!"

„Ja, Janke, ich verstehe Dich immer noch nicht!" Sehr erregt, dunkelroth vor Verlegenheit, stammelt Schacht diese Worte hervor.

„Nun, so höre denn und staune! Please little bird! heißt: Bitte, kleiner Vogel! Nun wirst Du wohl verstehen, daß die junge Dame nicht allzu entzückt über Dich sein konnte!"

„Ich sehe ein, ich muß Englisch lernen!" ist das Einzige, das er hervorbringt. — Eine neue Tanzweise macht dem peinlichen Gespräch ein Ende. Es wird ein Damenwalzer verkündigt.

Ein Schwarm von jungen Mädchen nähert sich dem Kreise der Offiziere. Auch Miß Ellen Well ist unter ihnen. Mit schelmischem Lächeln tritt sie auf Leutnant von Schacht zu: „Please little bird!" flüstert sie leise.

Schacht weiß nicht, wie ihm geschieht. Aber dieses Mal brauchen seine Blicke den rettenden Freund nicht lange zu suchen.

Janke richtet eine Frage an das junge Mädchen und verdolmetscht dem glücklichen Schacht, daß Fräulein v. Wiesenthal ihren tollen Streich eingestanden hat.

„Na, ich werde ihr mal eine Predigt halten, aber nicht auf Englisch!" Mit diesen Worten verläßt er die Beiden, um auf Fräulein v. Wiesenthal zuzueilen.

Nun stehen sich Schacht und Miß Well wieder ohne Dolmetscher gegenüber; aber ihre Augen und ihre Herzen müssen doch wohl eine Sprache gefunden haben, die Beide verstanden, denn bald darauf überraschte er die Kameraden durch seine Verlobungsanzeige mit Miß Ellen Well.

Er lernte Englisch. Wenn er aber eine besondere Bitte an seine Braut richten wollte, so sagte er jedes Mal:

„Please little bird!"

Kühne Schilderung.

Fräulein: „Nun, Herr Leutnant, wie gefiel es Ihnen auf dem Gipfel jenes Berges?"

Leutnant: „Großartig! Die Welt lag mir zu Füßen, und die Sonne küßte mein Haupt."

Ursache und Wirkung.

Vater (zu seinem Sohne, einem flotten Studio): „Aber sage mir nur, Fritz, wie konntest Du denn schon wieder durchfallen?"

Sohn: „Ja, weißt Du, lieber Papa, es war halt wieder Examen!"